

Georg Franzky Cabral

Und das sind wir

**Portugiesisch-deutsche Familiensaga
aus dem 20. Jahrhundert**

minifanal.de

Georg Franzky Cabral

Und das sind wir

Portugiesisch-deutsche Familiensaga aus dem 20. Jahrhundert

ISBN 978-3-95421-181-4

1. Auflage 2022

Verlag: minifanal

www.minifanal.de

Herausgeber:

© Dirk Friedrich

Dorfstr. 57a, 53125 Bonn

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: minifanal

Verwendetes Bildmaterial:

Politische Karte Europas (Quelle: Meyers Konversationslexikon, 1892);

German Prisoners in France (The Library of Congress),

Estação do Rossio e o hotel Avenida Palace (José Artur Leitão Bácia)

alle Bilder wurden bearbeitet.



**Geschichte und
Kultur**

Inhalt

1. Freiburg, Breisgau, 18. Mai 1989.....	7
2. Das Dorf Cabanas bei Braga, Portugal, April 1916.....	16
3. Freiburg, 18. Mai 1989.....	33
4. Beim portugiesischen Expeditionsheer nahe Saint-Vernant, französisches Flandern, Winter 1917/1918.....	36
5. Freiburg, 19. Mai 1989.....	70
6. Bordeaux, Juni 1940.....	90
7. Ketzin, nahe Potsdam, Mai 1941.....	95
8. Berlin, portugiesische Botschaft und Auswärtiges Amt, 6. Juni 1941.....	110
9. Freiburg, ein Brief, Ende Juni 1989.....	130
10. Besançon, Mai 1941.....	136
11. Ketzin, Sommer und Herbst 1943.....	146
12. Freiburg, Mitte Juli 1989.....	166
13. Lissabon, Oktober 1943.....	180
14. Besançon, Dezember 1943.....	223
15. Ketzin, April 1944.....	228
16. Canfranc, spanische Pyrenäen und Cabanas, Juli 1950.....	251
17. Ketzin, ein Brief, April 1948.....	279
18. Freiburg, 26. Juli 1989.....	288
19. Bahnhof Köln-Deutz, 10. September 1964.....	302
20. Freiburg, 26. Juli 1989.....	305

21. Ketzin, April 1964.....	308
22. Besançon, ein Brief, Ende März 1964.....	322
23. Ketzin, April 1964.....	326
24. Bad Münstereifel, 17.-20. April 1973.....	329
25. Berlin-Ost, Haus des Lehrers, März 1971.....	341
26. In der Nähe von Nampula, Mosambik, Februar 1972.....	364
27. Frankfurt, Lesesaal der Universitätsbibliothek, 26. April 1974.....	385
28. Alentejo, Portugal, 1977/78.....	389
29. Freiburg, Ende Juli 1989.....	414
30. Besançon, Ende Juli/Anfang August 1989.....	425

Verehrte Leserinnen und Leser!

Stellen Sie sich vor, Sie befinden sich auf einer längeren Bahnfahrt und kommen mit einem älteren Herrn ins Gespräch. Sie erfahren, dass dieser seit fast einem Vierteljahrhundert in Portugal zu Hause ist, im Algarve-Tourismus arbeitet und dort im Süden mit seiner portugiesischen Frau und ihrer beider Tochter lebt. Sie merken an, dass Sie Portugal ebenfalls ein wenig kennen, da Sie schon Algarve und Lissabon besucht haben und seitdem das Land wie die Menschen schätzen gelernt haben.

Stellen Sie sich weiter vor, dass der ältere Herr Sie fragt, ob Sie Situationen oder Ereignisse kennen, wann und unter welchen Umständen sich Deutschland und Portugal, Portugiesen und Deutsche im zwanzigsten Jahrhundert begegnet sind. Sie kommen ins Grübeln und müssen einräumen, dass Ihnen dazu nicht allzu viel einfällt. Vielleicht beim Fußball oder bei irgendwelchen EU-Treffen, ja und Sie gehen mit Ihrer Familie seit Ihren Portugalbesuchen öfter einmal in ein portugiesisches Restaurant. Aber sonst, ja...

Ich glaube, bei den meisten von Ihnen, verehrte Leserinnen und Leser, liege ich, der ältere Herr, mit meiner Vermutung richtig, dass Sie über portugiesisch-deutsche Begegnungen im vergangenen Jahrhundert keine allzu großen Kenntnisse besitzen.

Bei dem Buch, das Sie in der Hand halten, handelt es sich um einen Familienroman über eine portugiesische und eine deutsche Familie, der drei Generationen übergreift. Er verknüpft die Geschichte der Familien und damit die von Portugal und Deutschland im zwanzigsten Jahrhundert und erzählt von historischen Begegnungen und Verbindungen der Menschen und Länder, die einem breiteren Publikum kaum bekannt sind. Über die zentralen Figuren aus beiden Familien werden oft unbekannte bzw. vergessene Geschichte und Politik der beiden Länder vor dem Hintergrund entfaltet und betrachtet: *Was ist und bleibt wissenswert in den Beziehungen dieser Länder?*

GFC

Freiburg, Breisgau, 18. Mai 1989

Das Taxi dreht noch eine Runde um den Platz vor dem Museum und hält dann nahe dem Hauptportal. Catarina zahlt und hilft ihrem Opa aus dem Wagen. Der Taxifahrer, schon die nächsten Gäste im Auge, bleibt sitzen und trommelt ungeduldig mit den Fingern auf das Lenkrad. Catarina schließt die Fondtür, nickt dem nicht reagierenden Fahrer zu und erklimmt langsam, ihren Opa untergehakt, die wenigen flachen Stufen zur Eingangshalle des Kreismuseums. Das Gebäude zählt zu den alten Herrensitzen der Stadt, ist eine Art privates Stadtschloss gewesen und im Ersten und Zweiten Weltkrieg bombardiert und beide Male wiederaufgebaut worden. In den Besitz des Kreises Freiburg übergegangen, sind in dem stattlichen Haus nach längerem Leerstand seit den Siebzigerjahren ethnologische Funde aus Freiburg und dem Breisgau untergebracht. Immer wieder gibt es temporäre Ausstellungen zu unterschiedlichen Themen. Im Jahr 1989 beherbergt das Museum die Freiburger Ausstellung zum 75. Jahrestag des Beginns des Ersten Weltkriegs.

Die Ausstellungshalle 2 des Museums ist gut besucht. Vorne am Podium stehen die geladenen Politiker, Ministerialbeamte, der Museumsdirektor und die für die Ausstellung „Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts – Der Erste Weltkrieg 1914-1918“ Verantwortlichen. Alle dunkel gekleidet, ernste Gesichter, die Gespräche leise. Noch fehlen zehn Minuten bis zur offiziellen Eröffnung um 17:00 Uhr. Auf den Stühlen der ersten Reihen sitzen etwa ein Dutzend sehr alte Herren, drei von ihnen in Uniform, wohl aus dem Ersten Weltkrieg, mutmaßt Catarina. Viele der Besucher werfen erste Blicke auf die in Vitrinen und auf großen Tafeln arrangierten Fotos und Dokumente, Erklärungen, Waffen, Gasmasken, ein paar Meter nachgebauter Schützengraben und anderes mehr. Einige Schulklassen sind

anwesend. So viele Interessierte hat Catarina nicht erwartet. Sie nimmt ihren Großvater João am Arm und zieht ihn in eine der vorderen Stuhldreihen. „Oder willst du lieber dort bei den alten Herren sitzen?“ fragt sie ihn neckend. „Sind alle in deinem Alter, Veteranen aus dem Krieg, Opa.“ João, ihr Opa, schüttelt leicht den Kopf. „Nee, nee, Entschuldigung, keine Lust ausgestellt zu werden. Aber ich finde es großartig, dass die Deutschen mit dieser Veranstaltung an den Krieg erinnern und, wie du sagst, nicht nur hier in Freiburg. Dass wir in Frankreich dieses schrecklichen Krieges besonders gedenken, ist klar.“ Sie sprechen französisch. João, Portugiese aus der Nähe von Braga, wohnt schon seit 1926 in Besançon, zweieinhalb Autostunden von Freiburg entfernt. Seine Enkelin Catarina studiert seit einigen Jahren an der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität Geschichte und Französisch für das Lehramt und bereitet sich auf ihre Examensarbeit in Geschichte vor. Sie hat ihn eingeladen, mit ihr die Ausstellung zu besuchen, und ihn vor zwei Tagen, am Dienstag nach Pfingsten, kurzerhand in Besançon in ihren ‚Ferrari‘, einen uralten R4, geladen und mit nach Freiburg genommen. Das Auto ließ sie dieses Mal nicht im Stich. Das war nicht immer so gewesen.

João Almeida da Silva ist schon öfter in dieser jungen, mit Studentinnen und Studenten bevölkerten und, wie ihm schien, atmosphärisch offenen Stadt gewesen; sogar ein Fußballspiel des SC Freiburg hat er einmal besucht. Das kräftige Schwarzwälder Essen und die würzigen Weine vom Kaiserstuhl haben ihm schon immer zugesagt.

Die verantwortlichen dunklen Herren am Podium setzen sich. Die Besucher, die sich noch die zahlreichen nach Jahren und Themenkomplexen ausgestellten Exponate angesehen haben, suchen sich einen Platz in den Stuhldreihen.

Der Landrat des Kreises als Schirmherr der Ausstellung ergreift als Erster das Wort. Er begrüßt die Gäste, insbesondere die hier anwesenden Veteranen, denen er später noch ein Geschenk überreicht. Es

sind vier Engländer, drei Franzosen, vier Deutsche und zwei Amerikaner. Die Zuhörer applaudieren höflich, als der Landrat am Ende seiner kurzen Ansprache der Ausstellung einen guten Verlauf und viele, viele, insbesondere junge Gäste wünscht.

Anschließend ergreift der Ausstellungsleiter, ein Professor für Neuere und Neueste Geschichte der Universität, das Wort. Catarina erkennt ihn, es ist Professor Kaine. Sie hat gelegentlich Vorlesungen bei ihm besucht. Sie überlegt, bei ihm ihre Examensarbeit zu schreiben, sicher ist sie sich da noch nicht, doch thematisch passt es. Sie will über portugiesisch-deutsche Begegnungen im zwanzigsten Jahrhundert schreiben: Der Anfang wäre die Beteiligung Portugals am Ersten Weltkrieg gegen das Deutsche Reich. Aber sehr weit ist sie mit ihren Überlegungen noch nicht.

Der Historiker gibt einen kurzen Überblick über den Ablauf der Geschichte des Ersten Weltkriegs verbunden mit der Frage der deutschen Schuld an diesem fürchterlichen Massenmorden, dem ersten Maschinenkrieg der Menschheitsgeschichte, der die Zerstörungspotenziale der Militärindustrie in aller Brutalität offenbarte, wie er betont. Das langjährige Aufrüsten des deutschen Heeres, der Bau der Flotte – Lieblingsspielzeug des deutschen Kaisers gegen England unter Admiral Tirpitz, die zunehmend militarisierte Sprache der politisch Verantwortlichen und der Presse, das Suchen nach einem Anlass, einen Krieg gegen Frankreich zu beginnen, ohne international verantwortlich gemacht werden zu können, das durchsichtige und scheinheilige Verweigern jeglicher Verhandlungen zur Entspannung der Lage. Der Vortragende stellt die rhetorische Frage: War das Deutsche Reich wirklich so selbstbewusst und innerlich stark, wie es sich der eigenen Bevölkerung und dem Ausland präsentierte? Nein, gibt er zur Antwort, das Selbstbewusstsein des Königshauses und der preußischen Eliten, der reaktionären ostelbischen Junker, zu denen auch das Haus Bismarck zählte, des konservativen und duckmäuserischen Be-

amtenapparats, des gehobenen Bürgertums speiste sich vor allem aus Feindbildern und Unterwerfungsfantasien. Man fühlte sich in Europa in zweiter Linie stehend, und Großbritannien und Frankreich blockierten den Platz an der Sonne. So bereitete der deutsch-preußische Obrigkeitsstaat die Gesellschaft auf ein einziges Ziel vor: Krieg. Man solle, so der Vortragende, immer einmal wieder Heinrich Manns ‚Der Untertan‘ lesen, der sozialpsychologisch sehr einprägsam die Wilhelminische Zeit und die von ihr zugerichteten Menschen charakterisiert.¹

Auf ein weiteres bis dahin unbekanntes Element in diesem sich globalisierenden Kriegsgeschehen kam er noch zu sprechen: Die Kriegsführung an der Front und die Ausrichtung der gesamten Zivilgesellschaft auf den Krieg an der sogenannten Heimatfront machten den Ersten Weltkrieg zu einem fast schon ‚totalen Krieg‘. Unterstützend wirkte vor und während des Krieges die überragende Rolle der Propaganda, in einer ungeahnten Dimension aufgrund der neuen Möglichkeiten der Presse, mehrmals am Tag frische Ausgaben erscheinen zu lassen. Das Diktum ‚die Wahrheit ist das erste Opfer des Krieges‘ stimme weder heute noch damals. Mindestens ein Opfer habe es schon vorher gegeben: den guten Willen, Frieden zu erhalten. Dann der für die meisten Deutschen im Reich überraschende Zusammenbruch nach vier unendlich langen Kriegsjahren mit Millionen Toten. Waffenstillstand und die die nächste Katastrophe heraufbeschwörende Dolchstoßlegende, nach der das ‚im Felde unbesiegte deutsche Heer‘ an der Heimatfront durch sozialdemokratische und sozialistische Verschwörungen meuchlings zu Fall gebracht worden war. Der Versailler Vertrag 1919, der bei vielen konservativen, reaktionären und militanten Gruppen und Verbänden, aber auch in der Nachkriegsgesellschaft des besiegten Deutschen Reichs kein Nachdenken, das verständnisbereite Erinnern, sondern vor allem Revanchegelüste hervorrief. Am Ende seines kurzen Vortrags weist er da-

rauf hin, dass der Zweite Weltkrieg genau vor fünfzig Jahren begonnen habe, von Deutschland ausgehend, die Schuldfrage diesmal eindeutig.

Nach dem Applaus kündigt der Geschichtsprofessor den nächsten Redner an: Monsieur Jacques Bertrand aus Dijon, ein Veteran des Ersten Weltkrieges, der selbst drei Jahre an unterschiedlichen Kriegseinsätzen in Nordfrankreich dabei gewesen ist. Einer der alten Herren in Uniform aus der ersten Reihe erhebt sich und geht langsam zum Rednerpult. Er zieht ein kleines Papier aus der Brusttasche, räuspert sich und begrüßt alle Anwesenden mit einem deutlichen „Guten Tag, meine Damen und Herren, Bonjour, Madames e Messieurs, Hello, Ladies and Gentlemen“. Monsieur Bertrand bedankt sich für die Ehre, eingeladen zu sein, und er freue sich, zusammen mit anderen älteren Herren – er betont das ältere und lächelt dabei – die Ausstellung besuchen zu können. Er spreche für alle der hier anwesenden Veteranen, darauf habe man sich vorher geeinigt. Sein akzentuiertes Französisch bereitet Catarina und ihrem Großvater kein Problem. Er erzählt, wie es ihm als jungem Mann ergangen sei, als die gefürchtete Armee des Deutschen Reichs ohne Kriegsgrund in sein Land einfiel. Er war verliebt und frisch verlobt und wollte wenig später heiraten; und dann der Kriegsbeginn, der alle persönlichen Pläne über den Haufen warf. So wie ihm ging es damals in Frankreich allen; man wollte in Frieden leben, doch damit war es plötzlich vorbei. Stattdessen fand man sich in Uniform in den engen, stinkenden, nassen und tödlichen Schützengräben wieder. Mit Gaseinsatz, Flugzeugen, Artillerie und dem hunderttausendfachen Tod von jungen Männern. Was diese drei langen Jahre auf den Schlachtfeldern für ihn sein Leben lang bedeutet haben, das könne niemand ermessen, der nicht dabei gewesen ist. Es vergehe kaum ein Tag, an dem er nicht daran dächte. Er schweigt einen Moment. Und hebt wieder an. „Nun, Sie kennen die Geschichte. Diesem jede Vorstellungskraft übersteigenden Grauen folgte schon zwanzig

Jahre später – mein ältester Sohn wurde zwanzig Jahre alt und auch er wieder zwangsweise ein Soldat – ein neuer Weltkrieg, ein neuer Weltenbrand, bewusst herbeigeführt vom verbrecherischen Regime im Deutschen Reich. Ich frage mich bis heute, wie das passieren konnte, dass die Nazis eine scheinbar totale Herrschaft über die Deutschen erlangt hatten. Setzte eine völlige Kontrolle nicht eine vollständige Unterwerfung voraus? Eine völlige Durchdringung des Alltags mit der nationalsozialistischen Ideologie und dem daraus folgenden barbarischen Handeln, schon lange vor dem Zweiten Weltkrieg? Sie wissen wie ich: Unter den Konsequenzen dieser Menschheitskatastrophe leiden wir, leidet die Welt bis heute, politisch und persönlich.“ Wieder ein kurzer Moment des Schweigens. „Aber ich konnte dann dank meines langen Lebens miterleben, wie aus Frankreich und Deutschland, die sich in nur siebzig Jahren dreimal kriegerisch gegenüberstanden, man von ‚Erbfeindschaft‘ sprach, befreundete Staaten wurden. Nicht allein auf der institutionalisierten Ebene der Politik, nein, unzählige Male begegneten sich unsere jungen Menschen privat – meine Kinder und später meine Enkel waren mit dabei – in Ihrem Land wie auch bei uns in Frankreich, in Großbritannien und den Vereinigten Staaten, sowie in vielen anderen Ländern. Man kann heute tatsächlich davon sprechen, dass es, jenseits aller politischen Konfliktlinien, unendlich viele Freundschaften unter den ehemals tödlich verfeindeten Ländern gibt. Das müssen wir bewahren und vertiefen. Und niemals unsere Geschichte vergessen. Ich möchte Ihnen zum Abschluss meines kleinen Beitrags die erste und letzte Strophe eines Gedichts von einem in Ihrem und in unserem Land viel gelesenen Schriftsteller und Kinderbuchautor vorlesen, von Erich Kästner:

VERDUN, VIELE JAHRE SPÄTER
*Auf den Schlachtfeldern von Verdun
finden die Toten keine Ruhe.
Täglich dringen dort aus der Erde
Helme und Schädel, Schenkel und Schuhe.*

*Auf den Schlachtfeldern von Verdun
wachsen Leichen als Vermächtnis.
Täglich sagt der Chor der Toten:
„Habt ein besseres Gedächtnis!“*

Für alle überraschend liest er die zwei Strophen in einem sehr gut verständlichen Deutsch vor. Eine kurze Stille, dann ein leises „Ich danke Ihnen“ und der Veteran Monsieur Bertrand verlässt das Rednerpult.

Das Publikum verharrt in Schweigen, einige Sekunden. Dann der Applaus, lange und eindrucklich. Catarina bemerkt, dass ihr Großvater nickt und sich über die Augen wischt. Sie wissen beide, es war ein Vermächtnis von zwanzig Millionen Toten und zwanzig Millionen Verletzten und Verschollenen für die Überlebenden, für alle Spätergeborenen, bis heute.

Der letzte Redner, ein jüngerer Historiker aus dem Ausstellungsteam, bedankt sich mit leisen Worten bei Monsieur Bertrand, der so bewegend persönliches Erleben mit Geschichte verbunden habe. Danach erläutert er Idee, Aufbau und innere Struktur der Ausstellung und wünscht den Anwesenden einen interessanten Aufenthalt im Museum, nicht ohne noch einmal den Veteranen für ihr Kommen ganz besonders zu danken.

Catarina und ihr Opa erheben sich wie die anderen Ausstellungsgäste und beginnen ihren Rundgang. Immer wieder bleibt João stehen und versucht, Erklärungen oder Beschreibungen neben den Exponaten zu lesen. Es ist alles in deutscher Sprache, die João versteht und auch lesen kann. Einiges übersetzt Catarina ihm ins Französische. Bei

einem Fototeilstück mit zwei deutschen Kriegsgefangenen verharret er länger. Hatte er dieses Bild oder ein sehr ähnliches nicht schon einmal gesehen? Er schüttelt den Kopf und geht langsam weiter.

Nach einer Stunde setzen sich die beiden. Opa João braucht eine Pause. Catarina beobachtet ihn von der Seite. Macht die Ausstellung etwas mit ihm? Was geht in ihm vor? Er ist dabei gewesen, als sehr junger Mann, dort auf den Schlachtfeldern im französischen Flandern und hat die unvorstellbaren Grausamkeiten dieses Stellungskrieges am eigenen Leibe erfahren. Für sie selbst ist es Geschichte, ein Lehr- und Lernstoff, wenngleich besonders interessant, da ja ihr Großvater und sein bester Freund Jean aus Besançon daran teilgenommen haben. Mit Opa Jean, wie sie ihn nennt, hatte sie nicht viel darüber sprechen können, er starb 1974, als sie vierzehn Jahre alt war.

In der letzten Zeit hat sie begonnen, erste vorläufige Thesen für ihre Examensarbeit zu entwickeln, die auch Portugals Beteiligung am Ersten Weltkrieg thematisieren würden. Das ist einer der Gründe, weshalb sie hier ist, mit Opa João, dem Weltkriegsveteranen aus Portugal.

Doch bevor sie ihn fragen kann, wendet er sich an seine Enkelin. „Weißt du, was mir aufgefallen ist, ich habe nichts von Portugal gesehen, nicht ein Bild, kein Name. Nichts. Als ob wir nicht mit zehntausenden Soldaten da oben mit dabei gewesen wären.“ Er schüttelt den Kopf, den noch immer ein Kranz weißer Haare zierte. „Schauen wir weiter, vielleicht kommt ja doch etwas zur portugiesischen Beteiligung an diesem Grauen.“ Sie erheben sich und setzen ihren Rundgang durch die Ausstellung fort. Catarinas Aufmerksamkeit gilt jetzt nur dem Finden von irgendetwas, was mit Portugal zusammenhängt. Sie finden – nichts. Fast nichts, denn in einer Vitrine entdecken sie einen kleinen Ausschnitt aus einem Bericht der deutschen Heeresleitung vom 9. März 1916 mit der Überschrift: „Der neueste Feind“. Und weiter: „Das deutsche Volk wird ohne Erschütterung vernom-

men haben, dass wir uns mit Portugal jetzt im Kriegszustand befinden. Damit haben wir, wenn wir recht zählen – denn das Zählen ist allmählich nicht so leicht – den elften Feind.“⁶² Das ist alles. Als ob Portugal im ‚Großen Krieg‘, wie er immer genannt wird, nicht Tausende Tote, Verletzte und Verschollene zu beklagen gehabt hätte. Catarina ist empört. „Wollen wir beide zu den Herren der Ausstellungsleitung gehen und dich vorstellen, einen portugiesischen Veteranen? Und fragen, wie es dazu kommt, dass diese Ausstellung Portugals Beteiligung am Ersten Weltkrieg gegen das deutsche Kaiserreich und die Achsenmächte quasi ignoriert, für nicht existent erklärt?“ Sie redet sich fast in Rage.

João schüttelt langsam den Kopf. „Nein, nein, heute ist kein guter Tag für diese Fragen. Die Ausstellung gibt es noch länger. Und sicher wirst du für deine Arbeit häufiger herkommen. Lass uns in mein Hotel gehen, ich bin müde und könnte außerdem einen Schoppen Wein vertragen. Wollen wir?“ Sie nickt. Er sieht müde aus – und zerbrechlich. Hat ihn die Veranstaltung aufgewühlt, auf Erinnerungen gestoßen, die keine guten sein können? Bewegt ihn das Gesehene mehr, als sie ihm anmerkt? Oder ist er traurig und aufgebracht über die Nichtbeachtung seines Landes im Krieg in Frankreich und Belgien? Obwohl er drei Viertel seines Lebens in Frankreich verbracht hat, fühlt er sich immer als Portugiese. Was manchmal im französischen Alltag wie eine seltsame Attitude wirkt. Sie jedenfalls ist verärgert über diese Ignoranz und nimmt sich vor, der Ausstellungsleitung einen entsprechenden Brief zu schreiben.

Die beiden setzen sich langsam in Bewegung. Mit der Rechten stützt sich der alte Herr auf seinen Gehstock, den linken Arm hat seine Enkelin untergehakt, die versucht, sich seinem langsamen Schritt anzupassen. Immerhin hatten sie vor Kurzem seinen einundneunzigsten Geburtstag gefeiert. Ein Taxi bringt sie schnell zu dem kleinen Hotel am Rande der Stadt, in dem João immer absteigt, wenn er in

Freiburg ist. In dem kleinen Salon lassen sie sich einen trockenen Roten vom Kaiserstuhl bringen, João's Lieblingsregion, was deutschen Wein angeht. Nach einem ersten kleinen Schluck kann Catarina eine Frage nicht mehr länger zurückhalten: „Opa João, wie bist du eigentlich in den Krieg nach Frankreich gekommen? Wir haben schon gelegentlich über den Krieg und Portugals Verwicklung gesprochen. Aber warum du dabei warst und nicht in Portugal geblieben bist, was ja vielleicht möglich gewesen wäre, davon hast du noch nie erzählt.“

„Du hast mich ja noch nie danach gefragt“ erwidert der Angesprochene und lächelt leicht. „Du suchst wohl Stoff für deine Examensarbeit, was?“ Aber es freut ihn, dass sich seine Enkelin für seine und damit ihre Geschichte interessiert. Er lehnt sich langsam zurück und schließt die Augen. Seine Gedanken wandern zurück nach Portugal, in seine Heimat...

2

Das Dorf Cabanas bei Braga, Portugal, April 1916

„Und komm heute Abend nicht so spät zurück, du weißt, wir müssen morgen sehr früh auf der Allmende mähen, damit wir das Heu für uns alle trocken reinbekommen.“ Mein Vater mühte sich förmlich ab mit diesem langen Satz und sah zu, wie ich meine zerbeulte Blechflasche aus dem Trinkwassertank füllte. Ich nickte. Aber heute war Sonntag, und ich wollte nach Braga in die Kathedrale und danach meinen Onkel besuchen, bei dem ich seit vielen Jahren sonntags Unterricht bekam und mit der mit mir über ‚Gott und die Welt‘ sprach. Mein Onkel Padre unterrichtete am Priesterseminar des Erzbistums die angehenden Geistlichen. Ich war der Einzige aus unserer Familie, der lesen und schreiben konnte. Meine drei jüngeren Geschwister würden es hoffentlich auch einmal lernen, vielleicht von mir, denn eine Schule gab es hier weit und breit nicht. Die Schulen waren in

Braga, und wir alle hier auf dem Land hatten weder Zeit noch Geld, um täglich die Schule zu besuchen, es gab immer zu viel Arbeit.

Aber jetzt nichts wie los. Ich winkte dem Vater zu, der heute hinter dem Haus ein Stück Land neu bestellen wollte. Wir Kinder wuchsen, aßen mehr und es gab eigentlich immer zu wenig. Wie häufig war ich schon mit knurrendem Magen auf meinem Strohsack eingeschlafen, um den Hunger am nächsten frühen Morgen mit Wasser und hartem Maisbrot zu stillen, bevor die Tagesarbeit begann.

Meine Mutter war in dem kleinen Stall, wo wir Kleinvieh hielten, Kaninchen, Tauben und Hühner. Mein zwei Jahre jüngerer Bruder José, Margarida, vierzehn Jahre und Catarina, zwölf Jahre alt, halfen ihr, besser, mussten ihr helfen, denn sie hatte mit der sechsköpfigen Familie genug zu tun und alle mussten ihrem Alter gemäß mitarbeiten. Sonst gäbe es noch weniger zum Leben. Ich rief ihnen ein ‚Adeus‘ zu und verließ mit weitausgreifenden Schritten den armseligen Hof. Hätten wir nicht gemeinsam mit den Nachbarn und den Dörflern aus Cabanas die Allmende-Weide mit dem Wäldchen und dem Bach, der es durchlief, dann, ja dann wäre ein Überleben kaum möglich.

Wie immer, lief ich barfuß, die Schuhe meines Vaters an den Schnüren über die Schulter gehängt. Die zog ich erst am Stadtrand von Braga an. Über einem leidlich weißen Hemd trug ich eine Jacke, die mir mein Onkel, der Padre, letztes Jahr geschenkt hatte; der hatte sie von einem alten Herrn erhalten, den mein Onkel gelegentlich mit den Sakramenten besuchte, da der alte Senhor nicht mehr laufen konnte. Ich wusste nicht genau, wie weit es bis zur Kathedrale in Braga war, aber ich brauchte meiner Schätzung nach eine knappe Stunde. Denn bei richtigem Wind hörte ich zu Hause die Kirchenglocken von Braga, die mir die Uhrzeit angaben, und an der Kathedrale konnte ich absehen, wie lange ich für den Weg von Cabanas hierher benötigt hatte. Um 10:00 Uhr begann die Messe, bei der mein Onkel Manuel oft

mitwirkte. Danach trafen wir uns auf dem Vorplatz, und ich begleitete ihn in das São Francisco-Stift, in dem viele Geistliche ihr kleines Zimmer bewohnten. Mein Onkel war der ältere Bruder meiner Mutter. Vor langer Zeit war er der Einzige ihrer großen und armen Familie gewesen, der in die Klosterschule nach Braga durfte, da für ihn schon früh klar war, dass er Geistlicher werden wollte. Ein alter Padre hatte ihn damals mitgenommen, als er einer der Schwestern Manuels kurz vor deren frühen Tod die heilige Ölung brachte. Seitdem lebte er hier in der großen Stadt, und ich besuchte meinen Onkel, wenn es irgend möglich war, immer sonntags. Das war jetzt schon seit vielen Jahren so, und inzwischen las ich Bücher, die er mir mitgab. Leider war dafür wenig Zeit, weil es zu Hause immer Dringenderes zu tun gab. Doch nie vergaß ich den Satz, den mein Onkel immer wieder zitierte: ‚Lesen zu können ist ein Weg zur Freiheit der Völker.‘ (Saber ler é uma via para a liberdade dos povos). Der Ausspruch, so der Onkel Padre, stamme von João de Deus, geboren in São Bartolomeu de Messines im Algarve. Später studierte dieser kluge Mann in Lissabon, unter anderem die ersten deutschen Reformpädagogen Pestalozzi und Fröbel, und schrieb 1876 auf der Basis der Theorien dieser beiden Männer ein methodisch neues Werk, die ‚Cartilha Maternal‘. Mein Onkel besaß dieses Buch, das beschreibt, wie man Kinder lesen lehren kann.

Ich bog in eine kleine Gasse am Rande der Stadt und zog mir die Schuhe an. Die drückten zwar, waren zu klein und das Leder sehr rau, aber in die Kirche wollte ich nicht barfuß gehen. Da tauchte linker Hand schon das Gotteshaus auf. Mein Onkel hatte mir vor langer Zeit einiges zur Geschichte von Braga erzählt. Braga war das älteste Erzbistum von Portugal, schon in der Frühzeit des Christentums auf der iberischen Halbinsel im vierten und fünften Jahrhundert dazu erhoben; die Ursprünge der jetzigen Kathedrale gingen auf die Eltern des ersten portugiesischen Königs, Afonso Henrique, also auf das elf-

te Jahrhundert zurück. Heute wollte ich mit meinem Onkel etwas besprechen, was mich seit einigen Tagen sehr beschäftigte.

Nach dem Gottesdienst wartete ich vor der Kathedrale. Er brauchte immer etwas Zeit, bis er herauskam. Manchmal musste er noch Beichten abnehmen oder es gab eine Taufe. So konnte ich mir in Ruhe die vielen gut gekleideten und sicher wohlhabenden Menschen, die Städter, ansehen. Ob ich auch irgendwann einmal glänzende Stiefel und einen dunklen Gehrock tragen würde, mit einer gut gekleideten Frau an meiner Seite? Mit einer Arbeit, bei der ich genug Geld verdiente und nicht jeden Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang schuftete musste, nur um zu überleben? Oder würde ich, wie die meisten der Männer in unserem Dorf, in allen Dörfern, die ich kannte, in der wenigen freien Zeit vor dem einzigen Café des Ortes sitzen und immer über dasselbe reden? Ohne Ausweg aus dem schweren Alltag und ohne Hoffnung? Diese Fragen stellte ich mir in der letzten Zeit nicht nur in Braga. Auch zu Hause, bei der Arbeit drängten sie sich mir immer öfter auf.

„Oh João, um bom dia, mein Junge“. Die helle, gut gelaunte Stimme meines Onkels riss mich aus meinen Betrachtungen. „So tief in Gedanken versunken? Das sehe ich gerne.“ „Um bom dia, Herr Onkel“ erwiderte ich. Ich freute mich, dass mein Onkel guter Dinge war. An solchen Tagen war er immer besonders gesprächig und offen für meine Fragen. Ich überragte meinen Onkel um einen Kopf. Nicht dass ich besonders groß war, aber er war von kleiner Statur und etwas rundlicher. Kamen wir auf meine Körpergröße und meine hellbraunen Haare und Augen zu sprechen, meinte er immer verschmitzt, jaja, hier oben in Nordportugal seien viele germanische Völker durchgekommen.

Heute zog es mich schnell zum Seminarhaus. Bis zum Essen waren noch zwei Stunden Zeit und die wollte ich nutzen. Schon auf dem Weg dorthin begann ich, dem Onkel von meinem Anliegen zu erzäh-

len. „Senhor Onkel, ich muss mich nach Tancos melden.“ Der Padre blieb stehen und sah mich von der Seite an. „Du musst in den Krieg?“ Ich zögerte. „Letzte Woche traf ich im Dorf den Gemeindevorsteher von Cabanas. Der sprach mich an und sagte, ich sei ja nun achtzehn Jahre alt und würde mich bald beim Infanterieregiment von Braga melden müssen. Man brauche viele Soldaten in Frankreich, denn spätestens Anfang des nächsten Jahres würde ein Heer zur Unterstützung der Franzosen und Engländer gegen die deutschen Truppen geschickt werden. Außerdem, und das sei sehr wichtig, könne ich lesen und schreiben und solche brauchten sie besonders, denn wer könne das schon? Sehr wahrscheinlich würde ich in den nächsten Tagen einen Einberufungsbefehl bekommen und dann müsste ich nach Braga und zur militärischen Ausbildung nach Tancos.“

Mein Onkel setzte den Weg fort. „Hast du schon mit deinen Eltern gesprochen?“ Die Frage hatte ich erwartet. „Nein, ich wollte erst Ihre Meinung hören.“ „Hast du einmal mit deinem Onkel Joaquim gesprochen, der schon lange Jahre beim Militär in Mosambik ist?“ Ich schüttelte den Kopf. „Das letzte Mal hat er uns nur wenige Tage besucht und das Militär hatte mich damals nicht weiter interessiert, außer, wenn er gruselige Geschichten von den Wilden und Schwarzen erzählte.“ „Willst du denn zum Militär?“ Mein Onkel Padre schaute mich offen an. „Du weißt, deine Eltern brauchen dich bei der Arbeit zu Hause, sie werden auch nicht jünger und deine Geschwister sind noch klein.“ Er hatte den wunden Punkt getroffen. Ich kam ein wenig ins Stottern. „Ich weiß, Senhor Onkel. Aber je mehr ich in den vergangenen Tagen darüber nachgedacht habe, desto klarer wurde mir: Ich möchte zum Militär, nach Frankreich oder Afrika, ich möchte weg, egal wohin. Denn wissen Sie, ich will nicht mein Leben lang so arbeiten wie meine Eltern, wie die Leute bei uns im Dorf, wie alle hier auf dem Land. Schon immer und seit Ewigkeiten. Arbeiten und trotzdem hungern, arbeiten und trotzdem nichts haben und zu nichts zu

kommen. Die Arbeit wird seit immer und ewig mit Händen und Hacken verrichtet, der Mais mit den Holzflegeln auf den Dreschplätzen gedroschen. Alles mit Geduld, weil es nicht anders geht und es nichts anderes gibt. Soll das immer so weitergehen? Steht das irgendwo geschrieben, dass die meisten Menschen so leben müssen, die Alten nicht mehr leben wollen, weil sie nicht mehr leben können? Und die Mütter und Neugeborenen sterben, weil es kein Geld und damit keine Medikamente oder gar einen Arzt für sie gibt?“ Ich hatte mich in Eifer geredet und sprach immer lauter, meine Arme unterstrichen meine heftigen Worte, meine Anklage. „Sie haben mir oft aus anderen Ländern erzählt, ich habe Ihre Bücher gelesen von Menschen in Portugal und aller Welt, die auch arbeiteten, aber anders, besser lebten als wir hier auf dem Land. Schauen Sie doch hier die gut gekleideten Menschen in ihren schönen Häusern, ob die so hart und viel arbeiten wie wir?“ Ich zeigte in die Runde. Der Padre seufzte. João, so wie er sprach, war sein Werk. Er hatte ihm viele Jahre nicht nur lesen und schreiben vermittelt. Über vieles hatten sie gesprochen, er hatte ihm in seinen Büchern Kunstwerke, Landkarten und Bilder aus anderen Ländern gezeigt, ihm von Philosophen erzählt. João war sehr aufmerksam gewesen und hatte immer viele Fragen gestellt, was ihn sehr gefreut hatte. Er genoss die Sonntage mit seinem Neffen. Die andere Seite: João konnte sich aufgrund ihrer Gespräche viel leichter als die Menschen aus seinem Dorf ein anderes Leben vorstellen, ausbrechen aus dem scheinbar ewigen Kreislauf von Armut und Analphabetismus, von Abhängigkeit und nie endender harter Arbeit.

„Sie haben mir einmal von einem deutschen Philosophen erzählt, ich glaube, er hieß Emanuel Kante oder so ähnlich. Sie lasen aus einem Werk von ihm vor, ich erinnere mich noch: „Der Mensch muss den Mut haben, selbst nachzudenken und nicht alles nachzuplappern. Sonst bleibt er unmündig und dort, wo er schon immer war.“ Ich sah meinen Onkel an. Der lächelte und nickte. „Ja, so ähnlich hat es Im-

manuel Kant gesagt: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Anleitung eines anderen zu bedienen. Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! Ja, das ist der Wahlspruch der Aufklärung.“ Der Padre schaute zu mir hoch, in mein nachdenkliches Gesicht. Er fuhr fort: „Diese Freiheiten des Denkens und nachfolgend des Handelns, die wir uns als Menschen herausnehmen können und sollen, bedeuten auf der anderen Seite, dass wir Althergebrachtes, Unhinterfragtes, jedoch Vertrautes und Traditionelles verlassen und uns in etwas Neues, nicht Erprobtes und Unvertrautes begeben; sowohl was den Weg als auch was das Ziel angeht. Wir können darin selbstverständlich scheitern, aber es wird immer anders sein als das, was man seit Ewigkeiten kennt. Du gibst Bekanntes, Heimat und dir nahe Menschen auf und weißt nicht, was du bekommst. Das musst du genauso bedenken.“

Aus einer Nebenstraße hörten wir eine ‚Banda Filarmónica‘, eine Musikkapelle. Ich hatte die Melodie irgendwann schon einmal gehört, wusste aber nicht, welches Stück da gespielt wurde. Ich fragte meinen Onkel, der ebenfalls lauschte. „Der Stadtteil Gualter hat heute seinen Patronatstag, daher die Musik“, erwiderte der Onkel. „Das ist unsere neue Nationalhymne. Die ‚A Portuguesa‘. Weißt du, wer sie komponiert hat? Es war ein Deutscher, Alfredo Keil. Seine Eltern sind nach Portugal ausgewandert, haben die portugiesische Staatsbürgerschaft erhalten und sich in Lissabon niedergelassen. Als die Engländer uns 1890 das sogenannte ‚Ultimatum‘ wegen der ‚Mapa cor de rosa‘, der ‚Rosa Karte‘ gestellt hatten, also als Portugal von unserem alten Verbündeten daran gehindert wurde, die Kolonien Angola und Mosambik mit einem Korridor zu verbinden, wurde England zum bestgehassten Feind vieler Portugiesen. In dieser aufgeheizten national-patriotischen Stimmung komponierte Alfredo Keil die ‚A Portuguesa‘ und ein Freund von ihm, ein Militär, dichtete den recht martia-

lischen Text. Als neue Hymne ersetzte sie mit Beginn der Ersten Republik 1910 die Hymne des letzten Königshauses, die der Braganças“. Er schwieg. Wir setzten unseren Weg durch die kleinen Straßen zum Seminargebäude fort. Ab und an nickte mein Onkel einem Entgegenkommenden zu, der sich zu ihm hin verneigte.

„Du hast schon recht, João,“ nahm mein Onkel Manuel das Gespräch wieder auf, „dass du über dein jetziges Leben hinausdenkst, Veränderungen willst. Ich stimme dir zu und habe selbst dazu beigetragen. Doch weißt du, was dich da oben in Frankreich, was dich schon hier bei der militärischen Ausbildung erwartet?“ Ich schüttelte zögernd den Kopf. „Gut, dann gehen wir zu mir, wir haben noch Zeit bis zum Mittagessen. Ich will dir einiges zeigen und erklären.“ Wir schritten nun schneller aus, um zum Seminarhaus der Kathedrale von Braga zu kommen.

In dem kleinen Zimmer, das mein Onkel zum Beten, Lesen und Studieren nutzte, räumte er den Sekretär frei und suchte einige Bücher aus dem bis an die Decke reichenden Bücherregal. Er schlug einen Atlas auf und zeigte mir die Stadt Braga und die Gegend, in der der kleine Ort Tancos lag. „Es sind ein paar Eisenbahnstunden von uns entfernt“, erklärte er. Dann öffnete er die Seite mit einer Karte von Frankreich und zeigte mir, wo Paris lag und in welchen Gegenden im Augenblick die Kriegsfrenten zwischen dem Deutschen Heer und den Verbündeten England und Frankreich lagen. „Wenn du hier an die Front kommst, weißt du, wie es da nach bald zwei Jahren Krieg aussieht?“ Ich schüttelte den Kopf. Ich wusste eigentlich nichts vom Krieg, außer, dass er da oben und in den Kolonien Angola und Mosambik stattfand, an den Grenzen zu den deutschen Kolonien, die diese nicht Kolonien, sondern Schutzgebiete nannten. Nun fiel mir doch einiges wieder ein, was Onkel Joaquim, der jüngste Bruder meines Vaters, bei seinem letzten Besuch erzählt hatte. Ich erinnerte mich daran, dass er über den ungenügenden Ausbildungsstand der

neuen Soldaten und der schlechten militärischen Ausrüstung geschimpft hatte. Sie seien den deutschen Einheiten zu oft unterlegen. Wenn man schon seinen Kopf für das portugiesische Vaterland hinhielte, dann müsse dieses für ordentliche Waffen und gut ausgebildete Soldaten sorgen. Ich erzählte es dem Onkel Padre. Der nickte. „Das ist genau eines der zentralen Probleme eines neuen portugiesischen Heeres für den Krieg da oben in Europa. Wir haben weder Geld noch die militärischen Kapazitäten, weder ausgebildete Soldaten noch die nötige, auch medizinische Versorgung, um dort oben wirklich ein Wörtchen mitreden zu können. Also João, weißt du, wie es zu dem Krieg gekommen ist und wie es zurzeit aussieht und warum Portugal plötzlich mit dabei ist?“ Ich musste wieder den Kopf schütteln. Ich wusste wirklich nicht viel, aber woher auch. Frankreich, von unserem Dorf aus gesehen, war weit weg, quasi nicht existent. Mein Onkel zog einen Stapel Zeitungen und Journale heran und zeigte mir einige Artikel, die mit Bildern und Karten zu Frontverläufen versehen waren. Darunter waren sogar einige in französischer Sprache. Als er meinen fragenden Blick sah, erklärte er: „Du erinnerst dich vielleicht, dass ich letztes Jahr in Lourdes war, unserem großen Marienheiligtum in Südfrankreich. Dort habe ich einige Zeitungen bekommen, die über den Überfall der Deutschen auf Frankreich und darüber hinaus auf Belgien und Luxemburg schrieben. Und dass darauf die Engländer, die eine Garantiemacht der Belgier für ihre Neutralität waren, an der Seite dieser Länder gegen das Deutsche Reich in den Krieg zogen. Bösartigkeit der Geschichte: Das Deutsche Reich war ebenfalls eine Garantiemacht für die Neutralität Belgiens. Erfreulicherweise erhalte ich sogar hier in Braga Zeitschriften, die sich mit dem Krieg in Nordeuropa befassen.“ Dann erklärte er mir, wie sich in Europa seit Jahren die Kriegsgefahr hochgeschaukelt hatte, insbesondere angefacht von der Aggressivität des Deutschen Kaiserreichs. „Und als in Sarajevo, in Serbien, hier, siehst du, im Sommer 1914 der österreichische Thron-

folger Franz Ferdinand ermordet wurde, da erklärte das Kaiserreich Österreich-Ungarn Serbien den Krieg. Das mit Österreich-Ungarn verbündete Deutsche Reich schloss sich der Kriegserklärung an, und so nahm die Katastrophe ihren Lauf wegen weiterer Beteiligungen europäischer Länder aufgrund von Bündnissen. Hier auf dieser Karte kannst du den Weg, besser den grauenhaften, tausendfach tödlichen Durchmarsch des kaiserlichen Heeres durch diese kleinen, friedlichen und neutralen Länder nachvollziehen. Man wollte Paris in wenigen Wochen einnehmen, Frankreich unterwerfen und Weihnachten wieder zu Hause sein und brav und artig mit der Familie „Stille Nacht, heilige Nacht“ singen.“ Die Stimme meines Onkels klang sarkastisch. „Und weißt du, was der Kaiser und das anwesende Volk in Berlin gesungen hatten, als klar war, dass man nun endlich in den Krieg ziehen kann: „Nun danket alle Gott...“, ein protestantisches Kirchenlied, nach einer Choral-Kantate von Johann Sebastian Bach. Der deutsche Kaiser, plötzlich vereint mit dem Volk, den Arbeitern, auf die er öfter hat schießen lassen. Der Onkel setzte sich auf seinen gepolsterten Studierstuhl. „Nun, so einfach war es dann doch nicht, Gott sei Dank.“ Er betonte das Wort ‚Gott‘ besonders. „Die erste große Schlacht, hier, an der Marne, geriet zur ersten Niederlage des gewaltigen deutschen Heeres. Hier und an der Yser und vor Ypern in Belgien wurde sie gestoppt, die kaiserliche Kriegsmaschinerie. Da die Deutschen die alte und ehemals sehr bedeutende Handelsstadt Ypern nicht einnehmen konnten, aber verhindern wollten, dass sie von den Franzosen und Engländern als Winterquartier genutzt werden konnte, machten sie am 22.11.1914 die Stadt quasi dem Erdboden gleich – mit einer Unmenge an Brandbomben. Neben Tausenden von Gebäuden gingen die alte Tuchhalle, im dreizehnten Jahrhundert das größte, nicht religiöse Gebäude der Welt, und die Kathedrale in dem Flammenmeer unter. Dann begannen die Deutschen 1915 einen massiven U-Boot-Krieg und führen zudem noch gegen Russland Krieg. Hier

oben, in Frankreich und in Belgien, wird seit eineinhalb Jahren ein sogenannter Stellungen- und Grabenkrieg geführt. Auf diesem Foto kannst du sehen, was das bedeutet. Hunderte Kilometer lange Grabensysteme haben beide Seiten ausgehoben, die Schützengräben. Daraus wird gekämpft und darin wird zehntausendfach gestorben. Erfolg – keiner, weder für die einen noch für die anderen. Im Frühjahr 1915 haben die Deutschen etwas ganz Neues in den Krieg gebracht, ich kann dazu nur sagen, etwas Teuflisches: sie benutzen giftiges Gas, um den Gegner zu töten.“ Ich schaute entsetzt, ich verstand es nicht richtig. „Es gibt Gas, das Menschen tötet, und die Deutschen setzen so etwas ein?“ Der Padre nickte. „Lies, hier in diesem Artikel werden die Auswirkungen auf die englischen und französischen Soldaten beschrieben.“ Ich las. Dass Menschen anderen so etwas antun konnten. Ich konnte es nicht begreifen. „Die Folge ist“, führte mein Onkel das Gespräch fort, „dass jetzt die gegnerische Seite ebenfalls Gas verwendet.“ Ich musste mich setzen. „Zurzeit tobt eine Schlacht in der Nähe der kleinen Stadt Verdun, hier ist sie eingezeichnet. Doch damit nicht genug: Gleich zu Beginn des Krieges, Anfang September 1914, haben die Deutschen bewusst eine der bekanntesten und schönsten Kathedralen Frankreichs mit Artillerie beschossen: Die Kathedrale von Reims, hier, siehst du, liegt die Stadt. Das war strategisch ohne Nutzen, doch wollte man die Franzosen zusätzlich demütigen und zerstörte ihre einzigartigen nationalen Denkmäler. Vorher war der deutschen Kriegsmaschinerie ein großer Teil der Universitätsstadt Löwen in Belgien mitsamt der alten und weltweit einzigartigen Bibliothek zum Opfer gefallen. Dabei bezeichnen sich die Deutschen als das einzige Volk Europas, das Kultur besitzt, die einzig wahre Kultur selbstverständlich.“ Seine Stimme wurde beißend.

„In diesem Zusammenhang noch etwas anderes, von wegen Kulturvolk: Hier, im sogenannten ‚Manifest der 93‘ vom September 1914 kannst du erkennen, wes Geistes Kind viele deutsche Intellektuelle

sind.“ Er deutete auf einen Artikel aus dem ‚Diário de Notícias‘, den ich las. „Doch damit nicht genug“ fuhr der Onkel fort, „kurz darauf gab es noch eine Steigerung. Hier“, er zog einen Bericht des ‚Le Figaro‘ aus Paris aus dem Stapel, „schau, João, die Überschrift lautet: ‚Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches‘. Am 16. Oktober 1914 wurde diese Erklärung von über 3000 deutschen Hochschullehrern, also fast allen Dozenten aller Universitäten des Deutschen Reiches, in vielen Zeitungen veröffentlicht. Unterzeichnet hatten Nobelpreisträger, international bekannte Wissenschaftler, Künstler, Theaterleute. Es ging in beiden Erklärungen letztlich um oberflächliche nationalistische Rechtfertigungen des von den Deutschen provozierten Krieges. Das sagt viel aus über den Zustand der deutschen Kultur und ihrer Repräsentanten, die den Krieg als ‚Kulturkampf‘ verharmlosten. Kurz darauf folgte die ‚Antwort an die deutschen Professoren‘, ein Gegenmanifest von vorwiegend britischen Professoren, veröffentlicht in der ‚Times‘ und in der ‚New York Times‘. Auch hier in Portugal gab es eine Protestnote gegen den deutschen Vandalismus in Frankreich. Zu den ersten Unterzeichnern zählte Teófilo Braga, der am 5. Oktober 1910, nach Ausrufung der Ersten Republik bei uns in Portugal, zum Ersten Provisorischen Präsidenten der Regierung ernannt wurde und letztes Jahr für ein paar Monate Staatspräsident war.“

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Doch ich möchte dir ein paar zum Teil sehr alte und positive Verbindungen zwischen Portugal und Deutschland vorstellen. Ich hatte dir ja schon von Luís de Camões erzählt, dem Schöpfer der Lusiaden. In diesem Werk kommt ein Heinrich aus Bonn, Dom Henrique de Bona zu Ehren, weil er 1147 bei der Verteidigung von Lissabon tapfer kämpfend gegen die Araber gefallen ist. Dieses Werk ist vor etwa dreißig Jahren von dem deutschen Germanisten und Philosophen Wilhelm Storck ins Deutsche übertragen worden. Er übersetzte noch einiges mehr, z.B. Sonet-

te von Antero de Quental. Für diese Portugal sehr zugewandte Arbeit erhielt er 1885 vom portugiesischen König den Santiago Orden und den Komturstern des Christusordens.

Viele deutsche Kaufleute waren hier, wie im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert unter König Dinis I. ein Michael Overstädt aus Hamburg, der zum Wirtschaftsberater des Königs avancierte und die Bartholomäus-Bruderschaft in Lissabon gründete, die heute noch existiert und Anlaufstelle für viele Deutsche in Lissabon war und ist. Oder später zur Zeit der Entdeckungen die Kaufmannsdynastien der Imhoffs, Fugger und Welser aus dem Süden Deutschlands. Der Erbauer der ersten Weltkugel, des Globus, Martin Behaim, dessen ‚Erdapfel‘ heute im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg ausgestellt ist, hat in Portugal viele Jahre seines Lebens verbracht. Er war Mitglied der königlichen ‚Junta dos Mathemáticos‘ unter João II. und dessen Berater. Zwei deutsche Generäle halfen uns später gegen die Spanier, einmal nach der Unabhängigkeit 1640, als unter dem General von Schomberg die spanischen Heere 1663 und 1665 im Alentejo entscheidend geschlagen wurden. Darauf kam es 1668 zum Friedensvertrag von Lissabon, in dem die portugiesische Souveränität von Spanien anerkannt wurde. Im Jahr 1762 wehrte das unter dem Grafen und General zu Schaumburg-Lippe reformierte portugiesische Heer im sogenannten ‚Guerra Fantástica‘ einen Einfall des spanischen Heers ab und bewahrte Portugal die Unabhängigkeit. Und über unseren Dom Sebastião, der uns den Spaniern unter dem Habsburger Filipe II. in Nordafrika ausgeliefert hat, du erinnerst dich vielleicht, die verlorene Schlacht bei Al Quasr-Kibir 1578, ist in Deutschland 1839 ein Buch erschienen, der ihn in den höchsten Romanze Himmel erhebt. Geschrieben übrigens von einer Frau. Und noch eine Verbindung: Vielleicht habe ich dir gelegentlich vom Königsgemahl unserer Königin Maria II. erzählt, dem Ferdinand I. aus dem deutschen Adelsgeschlecht der Sachsen, Coburg und Gotha. Der kam 1836 als

Ehegemahl zu uns und da er nicht regieren sollte, kümmerte er sich viel um die Entwicklung der portugiesischen Kultur und der Bewahrung unserer Kulturschätze. Es gab einige weitere eheliche Verbindungen zwischen dem portugiesischen Königshaus und deutschen Adelshäusern. Zudem wurde 1848 die Deutsche Schule Lissabon gegründet, 1855 die Deutsche Schule Porto und 1870 folgte der Deutsche Verein in Lissabon (O Clube Alemão em Lisboa).

Du siehst, Portugal und Deutschland verbinden viele positive Aspekte. Umgekehrt sind Tausende von Portugiesen, meist Juden, im 15., 16. und 17. Jahrhundert nach Deutschland, besonders nach Hamburg, in die große Hafenstadt gegangen, besser, vor der Inquisition geflüchtet und sind dort angesehene und oftmals reiche Bürger geworden.“ Der Padre schwieg, während ich gedankenverloren in den Zeitungen blätterte. Mein Onkel spürte, es war sehr viel, was auf mich einströmte, der ich das erste Mal in meinem Leben nicht wusste, wie es weitergehen könnte. Ihm war es vor langer Zeit ähnlich gegangen: Er, der in Coimbra auf Kosten der Kirche Theologie studierte, hatte sich verliebt – in die Reden, Schriften und Aktionen von Antero Quintal, der einige Jahre vorher mit anderen klugen Köpfen in der sogenannten ‚Schule von Coimbra‘ für die radikale Erneuerung der kulturellen, künstlerischen und literarischen Öffentlichkeit in Portugal eingetreten, der Mitbegründer der Sozialistischen Partei Portugals war. Hin- und hergerissen von traditioneller Theologie und neuen, revolutionären Ideen war er lange Zeit zwischen diesen Extremen, zwischen Gehorsam und Neinsagen geschlingert. Schließlich hatte er sich für den Gehorsam, für den Dienst in der Kirche entschieden. Was für ihn nicht hieß, andere Gedanken, neue Ideen nicht durchzudenken.

Nach einer Weile stützte ich den Kopf in die Hände und fragte: „Und wie lange wird der Krieg noch andauern? Kann da überhaupt ein Land gewinnen? Will man nicht Frieden schließen?“ Mein Onkel wiegte den Kopf. „Nun, ich sagte es schon, seit einiger Zeit ist der

Hauptort der Kämpfe Verdun. Hier setzen beide Seiten wieder etwas Neues ein: Flugmaschinen.“ Ich schaute fragend. „Flugmaschinen? Was ist das?“ Der Padre suchte eine andere Zeitung, blätterte ein wenig und zeigte mir ein Foto mit einer englischen ‚Sopwith 1½ Strutter‘ des englischen ‚Royal Flying Corps‘. „Hier, siehst du, João, das ist eine Flugmaschine. Sie besitzt, wie ein Automobil, das wir hier in Braga ja schon häufiger gesehen haben, einen Motor, der diesen Propeller antreibt. Der zieht das Flugzeug nach vorne und nach oben. Von da aus kann man die gegnerischen Frontlinien sehen und alles fotografieren oder schießen und Bomben abwerfen. Das sind die neuesten Waffen in diesem Krieg und die kommen ebenfalls auf beiden Seiten zum Einsatz. Hier kannst du lesen, wie der Autor diesen Krieg bezeichnet: Maschinenkrieg. Scheinbar entwickeln sich Technik und Fortschritt am schnellsten, wenn es um Kanonenrohre, um Krieg und Vernichtung geht“, meinte mein Onkel abschließend.

Ich konnte nichts sagen. Ich blätterte ein wenig in den Zeitungen, las hier und da etwas, aber war nicht bei der Sache. Mein Onkel störte mich nicht. Erst als die Glocke im Haus uns zum Mittagessen rief, verließen wir das Zimmer und schlossen uns den anderen Padres auf dem Weg zum Refektorium an. An diesem Sonntag nahm ich nicht wahr, was ich aß, so sehr war ich mit meinen Gedanken bei dem eben Gehörten. Nach dem Essen schlug der Padre vor, einen kleinen Spaziergang zu machen und unterwegs eine Bica zu trinken. Ich willigte ein, denn einige Fragen hatte ich noch.

„Onkel Padre“, begann ich das Gespräch „warum aber ist unser Land ebenfalls in diesem Krieg? Uns Portugiesen haben die Deutschen doch nichts getan. Ich kenne keinen einzigen Deutschen. Wieso sollen wir jetzt in Frankreich gegen sie kämpfen?“

„Tja“, begann der Onkel, „das hat mit unserer Politik in Portugal zu tun. Du weißt, wir haben seit 1910 keine Monarchie mehr, sondern eine gewählte Regierung in einer Republik; unsere Regierung

wurde von etwa zehn Prozent der Bürger gewählt, vor allem in den großen Städten. Als der Krieg im Sommer 1914 begann, war das Land gespalten, Teilnahme ja, Teilnahme nein, es ging ein Riss durch das Land und die Politik. Portugal blieb auf Bitten der Engländer erst einmal neutral, ohne seine Neutralität öffentlich zu erklären. Der einfache Hintergrund ist, so denke ich, dass England wusste, wie schwach unser militärisches Potenzial ist, und keine weitere Kriegsfront eröffnen wollte. So unterstützten wir Großbritannien, wo es möglich war, ohne direkt in den Krieg einzugreifen. Daneben musste sich Portugal in Angola und Mosambik, wir sprachen heute Vormittag darüber, mit den Deutschen herumschlagen, es kam dauernd zu Grenzscharmützeln und mehr. Dorthin gingen die meisten Soldaten und Waffen. Mitte Februar dieses Jahres bat England Portugal, die Schiffe Deutschlands und Österreichs in den Häfen ihres Hoheitsgebietes festzulegen, also zu beschlagnahmen. England brauchte Schiffskapazitäten für Transporte. Unsere Regierung, derzeit mit einem Afonso Costa von der Demokratischen Partei als Erstem Minister, nahm diese Bitte dankbar auf, und wenige Tage später konfiszierten portugiesische Militärs mit großem Tamtam die feindlichen Schiffe. Dass die deutsche Reaktion in Form einer Kriegserklärung an Portugal wenige Tage später eintraf, konnte niemanden überraschen. Viele in Politik und Militär freuten sich, nun an der Seite der Alliierten im Norden Europas in den Krieg zu marschieren und dafür neue Kredite zu bekommen. Viele andere, auch unter den hohen Militärs, nicht. Sie befürchteten das Schlimmste. Portugal ist bis heute in dieser Frage gespalten. Afonso Costa wusste, es ist gut für die nationale Politik, draußen einen Feind zu haben, dann schließen sich im Innern alle zusammen und waren sie bis vor Kurzem noch so verfeindet. Die nationale Einheit sollte gestärkt werden. So bildeten unsere Politiker, von denen keiner dem anderen über den Weg traut, seit März eine Regierung unter dem Namen „União Sagrada“ (Heilige Union). Damit soll dieser

unheilige Krieg höchste Weihen bekommen“ so mein Onkel mit ironischem Unterton. „Eins will ich noch sagen“, nahm er das Wort wieder auf „in Portugal standen sich ebenfalls deutschfreundliche und deutschfeindliche Politiker gegenüber. Im Prinzip hatten wir seit Jahrhunderten gute Beziehungen zu Deutschland und den Deutschen, ich sagte es heute Morgen bereits. Dazu kann man die Deutschen Schulen in Lissabon von 1848 und Porto ab 1901 zählen, die zudem von portugiesischen Kindern besucht werden, die vielen deutschen Kaufleute in unseren großen Städten usw... Was machte man nun mit den Deutschen hier in Portugal, das mit Deutschland im Krieg lag? Leider entstand eine breite antideutsche Stimmung in der Presse, der Politik, selbst in den geschäftlichen Beziehungen. Auf der Azoreninsel Terceira in der Festung von São João Baptista in Angra do Heroísmo wurde vor wenigen Monaten eine Art Internierungslager geschaffen, das für Hunderte von Deutschen eine Art Gefängnis ist. Keine gute Entwicklung“, schloss der Padre.

Mein Onkel und ich hatten uns inzwischen im Garten eines Cafés niedergelassen. Ein blühender Jacarandabaum versorgte uns mit ausreichend Schatten vor der kräftigen Nachmittagssonne. Wir bestellten beide eine Bica sowie Wasser und mein Onkel schwieg nach dieser langen Rede. Nach einem Schluck vom kräftigen Kaffee lehnte er sich zurück und schaute ernst zu mir: „Und bald stehen sich Portugal und Deutschland in Frankreich oder Belgien in diesen vermaledeiten Schützengräben feindlich gegenüber. Ich hoffe, ohne deine Beteiligung.“

Zum Abschied schenkte er mir ein kleines Büchlein über Immanuel Kant und einen dünnen Gedichtband von Heinrich Heine. „Schau, ein deutscher Dichter aus dem neunzehnten Jahrhundert. Einiges von ihm wurde letztes Jahr ins Portugiesische übersetzt. Der Titel des Heftes ist der Titel des Hauptgedichtes: ‚Canção dos Tecelões‘, (Die schlesischen Weber‘), untertitelt mit ‚Brado contra a Alemanha‘,

(„Schrei gegen Deutschland“). Das Buch wurde von Francisco de Almeida übersetzt und publiziert. Wenn du Zeit hast, schau einmal hinein. Bei den schlesischen Webern wirst du vielleicht denken, es spielt ist im Portugal von heute.“³

Eine Woche später bekam ich den Einberufungsbefehl. Ich sollte mich am 1. Mai 1916 beim 2. Infanterieregiment von Braga melden. Des Weiteren war vermerkt, was ich alles mitzubringen habe.

Das andere Leben hatte begonnen.

3

Freiburg, 18. Mai 1989

João schaut auf. Seine Enkelin Catarina sieht ihn, das Weinglas in der Hand, ernst und aufmerksam an. Er greift nach seinem Glas und nimmt einen tiefen Schluck. Schweigt. Wie die Erinnerungen ihn gefunden haben; er kann sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal so tief in die schon so weit zurückliegende Vergangenheit getaucht war. Dass sein Gedächtnis so viele Fakten, Farben und Gefühle gespeichert hat, sein Erinnerungsvermögen an die Zeit von vor über siebenzig Jahren ihm so viele Blicke zurück erlaubt hat, erstaunt ihn maßlos. Die Ausstellung hat doch mehr bewirkt, mehr in ihm aufgewühlt, als er sich hat eingestehen wollen. Es ist, neben anderen Eindrücken, ein Foto. Längere Zeit hat er davorgestanden, eigentlich nur ein Teil eines Fotos, die rechte Hälfte war etwa in der Mitte der Aufnahme abgeschnitten. Es handelte sich um deutsche Kriegsgefangene, die im November 1918 nach dem Waffenstillstand auf französische und englische Kriegsgefangenenlager verteilt wurden. Es ist ihm, als kenne er das Foto. Seit er es heute in der Ausstellung gesehen hat, ist es nicht das erste Mal, dass er versucht, sich zu erinnern. Wo hat er dieses oder ein sehr ähnliches Foto schon einmal gesehen?

João lächelt seine Enkelin an, die weiter schweigt. „Ein alter Mensch ist schon seltsam“, meint er, um die Atmosphäre etwas aufzulockern, „da vergesse ich, was ich eben gehört habe, aber Geschichten, siebzig Jahre alt, schieben sich in das Gedächtnis, als sei es erst gestern gewesen.“ Seine Enkelin nickt: „Es ist wunderbar, dass es so ist. Auch für meine Arbeit“ fügt sie spitzbübisch hinzu. Sie bestellen noch jeder ein Viertel von dem guten Roten. „Ich habe letztes Semester ein Seminar belegt, da ging es um Erinnerungen, um Erinnerungskultur, bezogen insbesondere auf den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust. Doch lässt sich einiges auf den Umgang des Erinnerns bezüglich des Ersten Weltkrieges auf die Länder Frankreich, Deutschland und Portugal beziehen.“ Als ihr Opa sie interessiert anschaut, nimmt sie den Gedanken wieder auf und fährt fort: „Beispielsweise die Frage: ‚Was dürfen wir nicht vergessen?‘⁴ Dieser Frage müssen wir uns stellen und sie beantworten. Wenn wir Zeugnisse dieser Zeit, gleich welcher Art, bewahren und kommunizieren, ist unsere oder auch frühere Vergangenheit präsent und eine Kultur der Erinnerung möglich. Ob es deine Erinnerungen sind, an denen du mich gerade teilhaben lässt, oder die Ausstellung, die wir uns angesehen haben und die der Anlass für deine Geschichtserzählungen sind – alles gilt, ob öffentlich oder individuell. Wir benötigen – als Gesellschaft – diese Hilfsmittel, um „etwas zuverlässig aus dem Kurzzeitgedächtnis der Alltagskommunikation ins kulturelle Langzeitgedächtnis zu übertragen“.⁵ Doch“, Catarina erhebt leicht ihre Stimme, „das Wissen um das Geschehene allein reicht nicht, es muss ein moralisches Element enthalten, eine ethisch subjektive Basis oder einen Wertehorizont, auf der man Geschichte interpretieren kann. Diese Deutungen kommen ohne mitzudenken, ohne mitzufühlen nicht aus. Vernünftig ist das Wirkliche nur, wenn es moralisch ist. Dieser Satz stammt von Jean Améry, einem österreichischen Schriftsteller und Widerstandskämpfer, der von den Nazis nach Auschwitz gebracht wurde, dieses Grau-

en überlebte und sich 1978 mit einer Überdosis Tabletten umbrachte. Man kann es auch folgendermaßen sagen: Bücher, Bilder, Kunstwerke, Ausstellungen, die an vergangenes Grauen erinnern wollen, müssen „die erlittenen Schmerzen dem Vergessen (...) entreißen und so eine deutlich wahrnehmbare ‚Mahnung‘ aussprechen.“⁶ „Die Erinnerung der Verwundeten und Toten (...) erst eröffnet Hoffnung auf Zukunft.“⁷

Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens fährt sie fort: „Eine Gefahr existiert immer, das muss man sich bewusst machen: Erinnerungen können manipuliert und missbraucht werden für eingeschränkte Sichtweisen, politische Ziele, zum Leugnen, Verharmlosen oder Heroisieren von Teilen der Vergangenheit. Das kennen wir in Frankreich zum Beispiel im Umgang mit der Résistance oder der Kollaboration vieler Franzosen und des Vichy-Regimes mit den Nazis im Zweiten Weltkrieg und wie wir in Frankreich nach dem Krieg damit umgegangen sind. Oder hier in Deutschland gibt es bis heute Sätze wie: Hitler baute doch die Autobahnen und gab den Arbeitslosen wieder Arbeit. OK, das mit den Juden, das hätte er ja nicht so machen müssen... Um auf diese Vereinfachungen und Verengungen der Geschichtsbetrachtung nicht hereinzufallen, muss man die Geschichte kennen und selbst eine Position, moralisch wie politisch, haben. Das ist nicht so einfach, zumal Geschichte als Schulfach nicht gerade eine herausragende Stellung hat. Leider.“ Catarina gönnt sich einen weiteren Schluck des guten Kaiserstuhlweins.

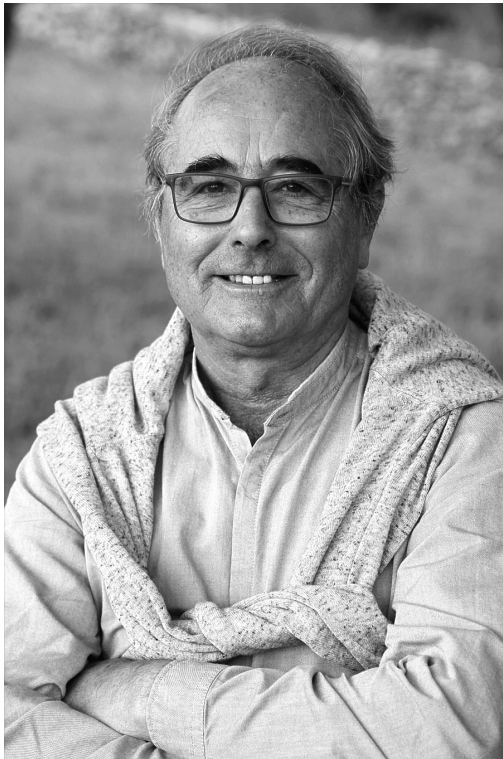
„Weißt du, ein tiefes Zeichen von gelebter Erinnerungskultur, Aussöhnung und Neuanfang politischer wie zwischenmenschlicher Beziehungen war 1962 ein Gottesdienst in der von den Deutschen im September 1914 zerbombten Kathedrale von Reims. Der französische Staatspräsident Charles de Gaulle und der deutsche Kanzler Konrad Adenauer nahmen dort demonstrativ an der Messe teil. Die oft zitierte deutsch-französische Freundschaft hatte hier einen ihrer

Ursprünge. Darüber haben wir in diesem Seminar gesprochen.“ Opa João schaut seine Enkelin erstaunt an. „Donnerwetter, was ihr da so alles an der Uni lernt. Schön, dass es in der Reimser Kathedrale diesen Versöhnungsgottesdienst gegeben hat, davon weiß ich nichts. Dafür habe ich in meinem doch recht fortgeschrittenen Alter noch etwas über Erinnerungskulturen gelernt und meinen Beitrag dazu geleistet.“ Er lächelt. „Soll ich meine Unterstützung darin fortsetzen?“ Auf das Nicken seiner Enkelin hin lehnt er sich weit in den Sessel zurück und schließt die Augen.

Der Autor

Georg Franzky Cabral, 1954 in Hildesheim geboren, an der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg Diplom Pädagogik studiert, lebt nach vielen Jahren Berlin seit 1998 im Algarve, Portugal. Er arbeitet seitdem als Reiseleiter und „Kulturvermittler“ im Tourismus. Sein erstes Buch, „Sebastião – Eine portugiesische Geschichte“, erschien 2019 ebenfalls im Verlag minifanal, Bonn. Der Autor ist verheiratet und hat mit seiner Frau eine Tochter.

E-Mail: unterwegsimsueden@hotmail.com



Georg Franzky Cabral (2022)

©ANDREAS KLEIN-PHOTOGRAPHY

Anmerkungen

- 1 S. hierzu auch: Eckart Conze, „Schatten des Kaiserreichs“, Bundeszentrale für politische Bildung, bpb, Bonn 2021; Philipp Blom, „Die zerrissenen Jahre“ 1918-1938, dtv 2016; oder der ‚Klassiker‘ zu diesem Thema von Klaus Theweleit, „Männerphantasien“, Verlag Roter Stern, Ffm 1977.
- 2 Leo Wieland, FAZ, März 2016.
- 3 Maria Manuela Gouveia Delille, in: „Harry, Heinrich, Henry, Heine“, Philologische Studien und Quellen, Hg. Dietmar Goldschnigg u.a., Erich Schmidt Verlag, Berlin 2008, S. 442.
- 4 Dieser Satz wurde geprägt insbesondere von Aleida und Jan Assmann, s. auch Anm. 138 und 139.
- 5 Monika Dittrich, Erinnerungskultur. Vergessen ist der Normalfall, in deutschlandfunk.de, 13.02.2017.
- 6 Ulrich Engel, Geschichte der Sieger oder der Opfer? – Picassos ‚Guernica‘ und der Spanische Bürgerkrieg in der Rezeption von Peter Weiss“, in: TRANVIA, Revue der Iberischen Halbinsel, Nr. 23, Dezember 1991, S. 82; s. auch Peter Weiss, „Ästhetik des Widerstand“, S. 332 ff.
- 7 Ulrich Engel, a.a.O., S. 83.